

Hauptmann Eggebrecht.

Roman von Clara Finke.

(Fortsetzung.)

Was konnte er antworten? Sollte er sie mit der niederschmetternden Wahrheit bekannt machen, in derselben Stunde, die ihr Herz mit höchster Wonne erfüllte? Er schwieg lange — konnte er doch die Worte nicht finden, ihren schönen Wahn zu zerstören. Bang stöhnte er auf.

„Zu spät gefunden, mein Kind!"

„Wie meinst Du das, lieber Vater?"

„Erlaß mir die Antwort darauf, es wird Dir Schmerz bereiten, wenn ich es Dir sage — aber es muß geschehen — daß ich jetzt nicht mit Dir zu Deiner Mutter kommen kann."

„Wie, Du willst nicht?"

„Es ist unmöglich."

„Warum soll die Mutter noch länger das Glück entbehren, nach welchem sie sich wohl all die langen Jahre hindurch gesehnt hat? Wenn Du glaubst, daß die freudige Ueberraschung ihr schaden könne, so laß mich vorauseilen."

„Nein, mein Kind! — Höre, als Du nur wenige Tage alt warst, ist so viel Trennendes zwischen mich und Deine Mutter getreten, daß wir uns nie wieder vereinigen können. Du bist noch zu jung, als daß ich Dir die Gründe dafür anführen könnte. Sei versichert, daß ich schwer gekämpft und nichts unversucht gelassen habe, Dich für mich zu retten — vergeblich!"

„Du wolltest mich bei Dir haben? — So hast Du mich also lieb gehabt, auch ohne mich zu kennen! Aber warum —"

„Frage nicht nach dem Wie und Warum. Laß Dir daran genügen, daß ich mit blutendem Herzen auf Dich verzichten mußte. — Und wenn ich das späte Glück Deines Besitzes nicht auskosten kann, weil wir räumlich voneinander getrennt sein müssen, so wollen wir uns doch nicht vergeblich wiedergefunden haben."

„Ich soll Dich nicht wiedersehen, lieber Vater? O nein, nein, sprich das nicht aus," sagte sie in rührend bittendem Tone.

„Das Schicksal ist erbarmungslos, nicht ich, mein geliebtes Kind. Aber wir werden uns oft Kunde voneinander geben und unsere Liebe wird tief und innig bleiben."

Verzweiflungsvolles Weinen war die Antwort. Nun fragte Eva nicht mehr, sie fühlte halb unbewußt, welch furchtbares Geschick über ihren Eltern schwebte. —

Jetzt kam ein Bote vom Wirtshause her, der die Reisenden schon lange gesucht hatte, um ihnen anzukündigen, daß der Wagen ihrer warte. Sie stiegen ein, und die Fahrt gab ihren Gedanken eine andere Richtung. Als Leonhard seine Tochter fragte, ob sie friere, da die Kälte zugenommen hatte, da lehnte sie ihr Köpfchen an seine Schulter und sagte: „Bei Dir, mein Väterchen, bin ich wohl geborgen. — O, könnte ich immer in Deinem Schutze bleiben."

Der starke Mann zitterte vor verhaltener Gemütsbewegung.

So fuhren sie ihren Weg dahin, und während die Schatten des Abends sich über die Gegend breiteten, entrückte sanfter Schlummer sie den Gedanken über Glück und Herzeleid dieses Tages. Er küßte ihr alle Not von der fiebernden Schläfe.

Bevor der Wagen vor der Villa Elisabeth in Düsseldorf hielt, nahm Leonhard Abschied von seiner Tochter.

Er küßte sie herzlich und sagte: „Nun muß geschieden sein, mein Kind; Du wirst bald von mir hören. Lebe wohl, meine geliebte Eva."

Dann war er verschwunden.

4.

Mutter und Tochter.

Mit einem Freudenschrei umarmte Elisabeth ihre Tochter.

„Eva, geliebtes Kind! So bist Du wieder da; ich halte Dich wieder so in meinem Arm, wie Du von mir geschieden bist!"

Nicht wie sonst konnte sie die Zärtlichkeit ihrer Mutter erwidern. Sie war eine andere geworden. Sie schüttelte das Haupt und entzog sich



Elsa's Spielgenosse. (Mit Text.)

den Armen Elisabeths. Diese blickte ihrer Tochter prüfend ins Auge: „Was hast Du, mein Kind, was fehlt Dir?"

„Was mir fehlt — mein Vater! — Warum, Mutter, hast Du mir den Vater genommen? Er lebt, er ist gesund und will nicht bei uns sein! Ich habe ihn gefunden, ich liebe ihn, und doch habe ich mich von ihm trennen müssen!"

Bestürzt blickte Elisabeth ihr Kind an. Ein Zittern durchflog ihren Körper, sie wankte und konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten. „Dein Vater — o Gott —," brachte sie nur mühsam über ihre Lippen.

So war also doch der Tag der Verantwortung gekommen; der Zufall hatte ihrer Tochter das ängstlich gehütete Geheimnis, die wahre Ursache des Zerwürfnisses zwischen ihr und ihrem Gatten vielleicht schon aufgedeckt. Fassungslos stammelte sie: „Wo hast Du ihn gesehen?"

Eva schilderte in aller Kürze das Zusammentreffen mit ihrem Vater, um dann fortzufahren: „Der Zufall führte ihn auf meinen Weg. Der Zufall war barmherziger als Du, Mutter, die mir die Liebe meines Vaters — o, eines solchen Vaters! — vorenthalten konnte. Er hat mich bis hierher begleitet —"

„Wie? — Er ist hier? Was sprichst Du, Kind?"

„Warum ist er nicht bei uns, Mutter?"

„Der Vater ist krank, — Du weißt nicht, wie sehr. — Das ist der Grund, weshalb er nicht bei uns sein kann."

„Wenn er krank war, so ist er es nicht mehr. O, hättest Du ihn sprechen hören, Du wüßtest, wie klar sein Geist ist und wie warm sein Herz, das für mich, sein Kind, in Liebe schlägt! Wie kannst Du nur einen Augenblick vergehen lassen, ohne nach ihm zu forschen, da ich Dir sage, daß er in unserer Nähe ist? Flehe ihn mit mir an, daß er bei uns bleibe!"

„Kind, Du weißt nicht — aber laß mich darüber schweigen, jetzt nicht, — später sollst Du alles hören."

„Was soll ich nicht wissen? Was verheimlichst Du mir? Fast dieselben Worte, wie Du, sprach der Vater, um mir etwas zu verbergen."

„So siehst Du, daß auch ich recht habe, wenn ich Dir vorenthalte, was Du nicht erfahren darfst."

„Mutter, was hast Du gegen meinen Vater verschuldet? Was es auch sei, flehe ihn um Vergebung an! Er ist gut und hochherzig, er wird Dir verzeihen."

„Barmherziger Gott! Du kannst an mir zweifeln, mir eine Schuld beimessen — mir —! Dieser Verdacht von meinem Kinde, dem ich mein ganzes, zerstörtes Leben gewidmet habe — von Dir, die Du der einzige Trost in meinem Elend warst! O Eva, soll ich auch Dich verlieren? Und er, er will Dich mir rauben!"

Schluchzend, in halber Ohnmacht, sank die Mutter auf ein Ruhebett. Erschreckt schellte Eva nach Dorchen, der alten, treuen Dienerin, die herbeieilte, um die Linderungsmittel anzuwenden, die sie bei den Nervenkrisen ihrer Herrin zu gebrauchen pflegte.

Betrübt, aber dieses Mal doch ohne die gewohnte Teilnahme mit der Leidenden, überließ Eva ihre Mutter den Händen der alten Frau. Diese rief das junge Mädchen nach geraumer Zeit zur Mutter ins Zimmer.

„Komm her zu mir, mein Kind," sagte Elisabeth mit matter Stimme. „Wenn Du mich nur noch ein wenig lieb hast, versprich mir, mich nicht mehr nach Dingen zu fragen, über die ich Dir die Aufklärung verweigern muß."

„O Mutter, das ist zu schwer, Du machst mich dadurch namenlos unglücklich!"

„Hast Du denn gar kein Mitleid mit mir? Du reißest unbarmherzig alle Wunden auf, die die Zeit schon halb vernarbt hatte und aus denen mein Herzblut quillt!"

„Nein, nein, o Gott, das will ich nicht! Verzeih mir!"

„Nun, so habe Mitleid, quäle Deine Mutter nicht länger!"

„Wer aber hat mit mir Mitleid? Wer wird mir die Wahrheit sagen? Ich muß sie wissen."

Ein Gedanke schoß durch Elisabeths Kopf, und ein wenig aufatmend sagte sie: „Nun, so mag denn Tante Sophie es thun. Ich will zu ihr. Wo ist sie?"

„Sie kehrte in Deiner Abwesenheit auf ihr Gut zurück, da ihr Oberinspektor plötzlich erkrankt ist. Sie hat Dich für längere Zeit eingeladen; fahre hin und Du wirst von ihr Aufklärung erhalten."

„Tante Sophie besuche ich ungern — und doch möchte ich jetzt hinfliegen. Ich ertrage es nicht, noch länger in Unwissenheit zu bleiben."

„Ich mußte ihr versprechen, noch ihre Nachricht abzuwarten, mit welchem Zuge sie Deinem Eintreffen entgegensieht. Beherrsche Dich bis dahin, mein Kind!"

* * *

Das Benehmen ihrer Mutter belehrte Eva darüber, daß sie den holden Wahn, die ihr die Vereinigung ihrer Eltern vorgespiegelt hatte, jetzt noch bekämpfen müsse. Aber sie gab die Hoffnung nicht auf, in späterer Zeit dieses Ziel doch zu erreichen. Dazu mußte sie aber klar sehen. Warum verschwieg ihr die Mutter, was sie zu wissen so sehnlichst begehrte? War es etwas Unrechtes, das man ihr verheimlichte? Warum sollte Tante Sophie die Vermittlerrolle übernehmen? Schenkte man ihr, der Tochter, vielleicht darum kein Vertrauen, weil man sie noch als ein Kind ansah? Es war ihr, als wären Jahre seit der Begegnung mit ihrem Vater vergangen, um welche sie an Verständnis zugenommen hatte. Nun nagte immer mehr der Zweifel an ihr, ob ihre Mutter gegen den Gatten stets gerecht gewesen sei. Eva fragte sich jetzt zum ersten Male, warum Tante Sophie das Recht eingeräumt worden war, über alles irgendwie Wichtige zu bestimmen, dieser Frau, welche stets der Vernunft, aber nie dem Gebote des Herzens folgte. Warum denn eigentlich hatte die Mutter keinen eigenen Willen? — Weil Tante Sophie herrschsüchtig war und die Schwester sich stets ihrer Einsicht, im Vertrauen, daß sie immer das Richtige träfe, unterordnete. — Wie war es nur möglich, einem anderen Menschen eine solche Macht über sich einzuräumen? Konnte jemand, der es noch so gut mit einem anderen meinte, immer richtig in der Seele des anderen lesen, den er bevormundete? Gewiß nicht! — Das wäre dem Gatten zugekommen. Warum hatte ihr Vater auf dieses Recht verzichten müssen; warum ihre Mutter auf seinen Schutz?

Alle diese Gedanken raubten ihr den inneren Frieden. Trotz allen Grübelns kam sie um keinen Schritt weiter. — Die Tante schrieb, Eva möge ihren Besuch noch aufschieben, da auf ihrem Gut der Typhus ausgebrochen sei. An Sophie zu schreiben wagte Eva nicht, denn dazu mangelte es ihr an Vertrauen.

Elisabeth, die ihrer Tochter jeden Gedanken von der Stirn ablas, litt nicht minder als diese. Sie fühlte es, daß sie das Vertrauen ihres Kindes verloren hatte. Als nun gar nach einigen Tagen ein sehnlichst erwarteter Brief Leonhards eintraf, da sah die Mutter mit Schrecken, daß nicht sie selbst, sondern der Vater den ersten Platz im Herzen der Tochter behauptete.

Evas Freude kannte keine Grenzen, und mit Entzücken zeigte sie der Mutter das Schreiben. Es enthielt innige Worte der Liebe des Vaters an seine Tochter, die Bitte, ihm zu antworten und ihm von ihrem Ergehen, ihren Studien, ihren Fortschritten zu berichten, — keine Silbe der Aufklärung über das, was jeder vor ihr geheim hielt. Der Brief war in Düsseldorf geschrieben; hier erwartete Leonhard auch ihre Antwort auf der Post vorzufinden.

So weilte der Teure noch in ihrer Nähe, aber er war für sie unerreichbar, denn er, der jetzt den Mittelpunkt ihres Denkens bildete, äußerte nicht den Wunsch, sie zu sehen, während sie sich danach verzehrte. Als von Tante Sophie die Nachricht kam, daß sie selbst erkrankt sei und an ein Zusammentreffen mit Eva für die nächste Zeit nicht zu denken sei, da rief diese voll Bitterkeit: „So wird auch sie mir nicht bekennen, was meinem Vater geschehen ist, und ich werde es vielleicht niemals erfahren."

„Immer nur daran denkst Du?" fragte die Mutter vorwurfsvoll. „Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß Du Tante Sophie gegenüber viel kälter bist, als sie es verdient."

„Mag sein, ich liebe sie in diesem Augenblick weniger als je."

„Eva, wenn Du wüßtest, wie gut sie es mit Dir gemeint, was Du ihrer Güte einst verdanken wirst!"

„Ich mag ihr nichts verdanken!"

„Ein solches Wort von Dir, gerade jetzt! — Ich will zu ihr fahren, um sie zu pflegen, und nun soll ich mit der Erinnerung an Deine herben Worte an ihr Krankenlager treten und Dich in Deiner Verbitterung allein lassen?"

„Thu's immerhin, Mutter, ich habe Gesellschaft an meinen Gedanken, und außerdem ist Dorchen bei mir."

„Ja, sie ist eine gute Seele, aber wenn ich längere Zeit fernbleiben sollte —"

„Ich kann ja auch öfters zu Tante Hedwig gehen."

„Zu Hedwig Reinhold — nein, das möchte ich nicht gern, thue es wenigstens nicht während meiner Abwesenheit."

„Ich verstehe das gar nicht; an den Schülerinnen in ihren Malklassen würde ich doch passende Gesellschaft finden."

„Ich bitte Dich, stehe davon ab, frage nicht weiter. Vielleicht schreibe ich es Dir noch."

Eva zuckte die Achseln. Geheimnisse immer und überall. Sollte sie denn stets noch als Kind behandelt werden?

5. Die alte Dienerin.

Es war ein trüber Tag, an dem Elisabeth abreiste. Ein feiner Regen rieselte durch die schwere Luft und dichter Nebel entzog dem Auge jeden Blick auf die Landschaft, die dem Seelenzustande Evas entsprach. Sie lechzte nach einem Sturm, der die Wolken verscheuchen, der auch ihr befreiend nahen und die Centnerlast von ihrem Herzen wälzen sollte.

Als sie allein vom Bahnhof zurückkehrte, kam sie sich so mutterseelenallein, so ganz verlassen vor.

Da erschien ihr die alte Dora, die schon vor der Thür stand und nach ihrem Schützling ausspähte, wie die gute Fee im Märchen. Sie hatte ein goldenes Herz und für jeden, den sie betrübt sah, immer ein liebes Wort. Sie sah aus, wie die gute Stunde selber, mit ihrer behäbigen, kleinen Figur, dem freundlichen Lächeln auf dem alten Gesicht. Die nickenden Haubenbänder und die weiße Schürze, die der Wind wie eine willkommen heißende Flagge emporwehte, erhöhten noch diesen Eindruck.

Dora hatte in dieser behaglichen Häuslichkeit kein besonderes Amt mehr zu versehen, sondern nur gleichsam als guter Geist darin zu wohnen. Es war die Dankbarkeit ihrer Herrin, die der Alten ein sorgenfreies Dasein für den Abend ihres Lebens bereitet hatte. Die alte Frau gehörte schon seit ihrer eigenen Jugend, die nun weit, weit zurücklag, zur Familie Elisabeths und sah in Eva die dritte Generation emporblühen, der sie diente. Dora fühlte sich trotz ihres guten Herzens eigentlich nur dann ganz zufrieden, wenn ein Krankheitsfall eintrat, denn dann war sie, wie in ihren Blütetagen, als Pflegerin noch völlig an ihrem Platze. Nur zu oft hatte sie Gelegenheit, ihrer Herrin beizustehen, deren schwankende Gesundheit viel Rücksicht erforderte.

„Kommen Sie nur schnell ins Speisezimmer, Fräulein Evachen," sagte sie jetzt, sorgsam die zarte Gestalt des jungen Mädchens umfassend. „Ich habe bei der Köchin zur Erwärmung eine extrafeine Chokolade bestellt."

„Ich danke Dir, liebes Dorchen, aber ich kann nichts genießen, mir ist die Kehle wie zugeschnürt."

„Aber ich bitte Sie, liebes Fräulein Evchen —"

„Ich weiß, Du meinst es gut mit mir, altes Dorchen. Ach, wenn Du wüßtest, wie unglücklich ich bin!"

„Der Abschied von der Mutter wurde Ihnen wohl schwer, Fräuleinchen? Hoffentlich bleibt sie gesund. Wir stehen ja alle in Gottes Hand. Und dann, die Krankheit der armen Tante —"

„Ich habe viel größeren Kummer."

„Kind, wie Sie nur sind, so ganz anders als sonst —"

„Ach, Dorchen."

„Was denn, mein Herzenskind?"

„Ich fühle mich so allein, so einsam. Ach, hätte ich doch meinen Vater!"

„Großer Gott — den Vater! Wie kommt es, daß Sie jetzt so plötzlich Sehnsucht nach ihm haben, Fräulein Eva?"

„Mußte ich ihn nicht lange genug entbehren?"

„Ja, aber es spricht doch hier in diesem Hause niemand mehr von ihm. Er ist wohl schon so gut wie tot."

„Rede mir nicht vor, was Du selbst nicht glaubst."

„Ach, das furchtbare Unglück, das ihn heimsuchte, ist schlimmer als der Tod."

„Ich weiß davon. Als ich meine Mutter einmal fragte, ob der Vater noch lebe, sagte sie, er sei unheilbar krank und in einer Anstalt."

„Der liebe Gott wird ihm gnädig gewesen sein, er wird ihn schon lange von seinen Leiden befreit und ihn zu sich genommen haben."

„Hast Du ihn gekannt?"

„Ob ich ihn gekannt habe! Den lieben, guten Herrn! Und wie schön er war! Ein stattlicher Offizier."

„Dorchen, warum hast Du mir nie von ihm erzählt?"

„Ja, haben Sie mich denn früher nach ihm gefragt?"

„Hast Du ihn — in seiner geistigen Umnachtung gesehen?"

„Ach, mein Gott, Evchen, lassen Sie mich nicht davon sprechen — es ist zu schrecklich."

„Mir ist nichts schrecklich, was mit meinem geliebten Vater zusammenhängt. Sage mir, was Du weißt! Ich bitte Dich."

„Aber Kind —"

„O, mein gutes Dorchen, ich beschwöre Dich, ich flehe Dich an, sage es mir!"

„Ich glaube, ich darf es nicht."

„Wer hat es Dir verboten?"

„Niemand!"

„Nun, so steht Dir frei, mir zu berichten, was Du weißt."

„Es giebt auch ein Verbot, welches das Gewissen uns vorschreibt."

„Aber warum, warum denn? Foltere mich nicht länger — ich werde noch wahnsinnig darüber."

„Barmherzigkeit! Wie können Sie nur dieses furchtbare Wort aussprechen! Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Es ist genug an einem solchen Unglück in der Familie. Es ist unheimlich, davon zu sprechen. — Hören Sie nur, was für ein heftiger Wind sich plötzlich erhoben hat, gerade wie an jenem Unglückstage, als er — krank wurde."

Draußen fuhr der Sturm um die Hausecke, das Gespräch der beiden übertönend.

„Jedesmal, wenn das Wetter so tobt, muß ich an diesen entsetzlichen Tag denken, ich vergesse ihn in meinem ganzen Leben nicht. Seitdem fürchte ich mich immer vor dem Sturm."

„Aber, Dorchen, wie kannst Du ihn nur fürchten? Ich liebe den Sturm!"

„Ach, er hat so etwas Gewaltsames. Hören Sie nur, wie er an den Thüren rüttelt, als ob er zu uns hinein wollte, und wie die Fenster klirren. —

„Horchen Sie, — was war das? Klingt es nicht wie eine Stimme?"

Es war das Rascheln der Bäume vor dem Hause, in deren Kronen das entfesselte Element tobte; die kahlen Zweige peitschten gegen die Scheiben des Erkers.

„Nein, Fräulein Evchen, hier ist es nicht zum Aushalten; wir wollen doch lieber in mein Stübchen hinuntergehen, da ist es still und friedlich. Möchten Sie mir den Gefallen thun?"

„Gern, liebes Dorchen."

„Da will ich Ihnen auch noch manches Andenken aus der Zeit zeigen, als ich noch Wirtschafterin im Hause Ihrer verstorbenen Großeltern war. Ich will Ihnen sogar etwas schenken. Ein Brieschen von Ihrem Brüderchen, dem kleinen Hänschen. Es ist zwar ein trauriges Andenken aus schwerer Zeit, aber ich gebe es Ihnen doch, weil Sie die Schwester sind."

„Ich weiß, ich habe ein Brüderchen gehabt, das jung gestorben ist."

Als die beiden im behaglichen Zimmer Dorchens saßen, da kramte die alte Frau in ihren Reliquien.

„Hier ist das Brieschen. — Als der Hauptmann fortgebracht werden mußte, fand ich es in seinem Zimmer auf der Erde liegen. Das Kind hatte ihm nach dem Kriegsschauplatze geschrieben, und ich habe Hänschen die Hand dabei geführt; er war damals vier Jahr alt, die Worte aber sind von ihm selbst. Das ist wohl Ihres Vaters letzte Freude gewesen. — Sie sollten dieses Andenken eigentlich erst nach meinem Tode bekommen, aber ich gebe es Ihnen lieber jetzt. Bitte, lesen Sie es mir vor, ich kenne es zwar auswendig, aber ich höre es gerne doch noch einmal."

Der Inhalt des vergilbten Zettelchens lautete:

„Mein liebes, gutes Papachen!

Ich freue mich sehr, daß ich Dich bald wiedersehen werde. Ich bin ein sehr großer Junge geworden und gehe alle Tage mit der Flinte auf die Mohrenjagd. Du brauchst aber keine Angst zu haben, lieber Papa, Dir thue ich nichts, bloß auf das Mohrchen schieß ich mit dem Ladestock, wenn es auf den Baum geklettert ist. — Mohrchen ist nämlich die kleine, schwarze Katz mit dem roten Halsbändchen, ihre Mama heißt Mieze. — Wenn ich groß bin, wie Du, Papachen, dann schieß ich Zuaven und Turkos. Diesen Brief schreib ich mit Dorchens Feder, Du weißt doch, Dorchen ist bei Großmama und hilft mir auch ein bischen beim Schreiben, aber nur sehr wenig, denn sie führt mir bloß die Hand. Wenn ich eine Seite fertig habe, dann streu ich immer Goldsand über aus dem Schreibzeug, was Tante Roschen mir geschenkt hat. Es ist wunderhübsch und hat einen Spiegel und Rohblaten — „er meinte ‚Oblaten', bemerkte Dorchen — bloß ein Abdrücker fehlt noch. Wenn Du nach W. kommst, werde ich Dir alles zeigen. Dorchen wird uns mal in Königsberg besuchen, sie muß sich bloß noch Geld geben lassen von der Frau, die an der Chaussee am Fenster steht und mit dem großen goldenen Löffel Geld rausschmeißt. — „Er hat die Chausseeeinnehmerin gemeint!" sagte die alte Frau. —

„Ich denke, Du wirst Dich sehr über diesen goldenen Brief freuen, liebes Papachen, jetzt ist er aber auch fertig und das ist gut, denn ich muß sehr schwitzen — bei dieser großen Arbeit. Ich schicke Dir zum Schluß einen dicken Kuß.

Dein Hans."

Adressiert war der Brief:

An Papachen Eggebrecht, der ist im Krieg.
Abgeschickt vom goldenen Hans.

„Als das Brieschen Deinen Vater erreichte, war das liebe Kind schon tot, aber er konnte es natürlich nicht wissen, denn er war ja noch tief in Frankreich."

„O mein Gott, mein Gott!"

Eva weinte laut.

„Das ist nun lange, lange her, viele Jahre. Leid und Freud geht vorüber! Alles wird weggewischt."

Die alte Frau kramte weiter in ihren Heiligtümern.

„Ein Bild will ich Dir noch zeigen, Deine Eltern als Brautpaar. Wo habe ich es denn nur? Ja, ja, die Augen werden schwach. Dieses hier ist es ja."

Eva erblickte auf einem Gruppenbilde drei Personen, eine alte Dame, in der sie ihre Großmutter in jüngeren Jahren erkannte, einen Offizier und eine junge Dame. Diese beiden saßen Hand in Hand wie Verlobte nebeneinander.

„Meine Eltern? Hier sind ja drei Personen, und das ist nicht meine Mutter," sagte sie, auf die jüngere Dame zeigend.

(Fortsetzung folgt.)

Das wahre Glück.

Eine Erzählung von A. Schwarz. (Nachdruck verb.)

In einem Nebenzimmer des Hotel „Herrenhaus" der Provinzstadt X. wird heute ein Abschiedsfest gefeiert. Der Buchhalter Arnold Stark der Firma „Fröhlich" verläßt mit heutigem Tage seine Stellung, um in der Hauptstadt des Landes bei der Weltfirma „Brach u. Cie." eine Vertrauensstellung einzunehmen. Alle Angestellten des kleinen Handlungshauses waren erschienen, um dem Scheidenden ihre Sympathien auszudrücken; war er ja wegen seines zuvorkommenden und liebenswürdigen Wesens nicht nur bei seinem Herrn, sondern bei allen, mit denen er geschäftlich und privat zu verkehren hatte, besonders beliebt. Toaste wurden ausgebracht, welche die Gefeierten in eben derselben Weise erwiderten, alle die kleinen Leiden und Freuden eines mehrjährigen Beisammenseins nochmals aufgefrischt, und schon war die Mitternachtsstunde vorüber, als die Gesellschaft unter Händedrücken und mit dem Versprechen aufbrach, einander stets in gutem Gedenken behalten zu wollen. Nur Arnold und sein bester Freund, der Kassier Peter Flott, blieben im leeren Gastzimmer zurück, um noch ein Stündchen im trauten Zwiegespräch zu verbringen. Vorerst aber saßen beide stumm und in Gedanken versunken; den blauen Rauch der Cigarre vor sich hinblasend, überdachte Arnold seinen ganzen zurückgelegten Lebenslauf.



Distelfinken. Nach dem Gemälde von J. Herf. (Mit Text.)

Als Kind armer Eltern war es ihm schwer geworden, die Handelsakademie der Stadt zu absolvieren, und als er endlich die entbehrungsreichen Jahre des Studiums hinter sich hatte, fand sich für ihn eine bescheidene Stellung bei der Firma Fröhlich, bei welcher er nach und nach bis zum Buchhalter vorrückte. Doch seinem vorwärtsstrebenden Geiste genügte diese ruhige Stellung in den allerdings kleinlichen Verhältnissen nicht. Durch unablässigen Fleiß hatte er sich ein bedeutendes allgemeines und kaufmännisches Wissen angeeignet, das auch in verschiedenen von ihm mit Vorzug abgelegten Fachprüfungen seinen Ausdruck fand, und seine Gediegenheit und Verläßlichkeit im Geschäfte machten ihn bei seinem Herrn so beliebt, daß dessen Empfehlungen und Anerkennungen es soweit brachten, ihm eine zwar verantwortungsreiche, aber deswegen gut entlohnte Stellung bei der befreundeten Großfirma Brach u. Cie. zu verschaffen. Wer war froher als Arnold! Endlich hatte er sein Ziel erreicht, sich eine mehr als auskömmliche Stellung zu erringen, endlich sah er den Lohn für seinen jahrelangen angestrengten Fleiß!

„Na hörst, Bruderherz!" unterbrach der Kassier Flott endlich das lange Schweigen. „Wenn wir nichts anderes wollen, als uns gegenseitig anstarren, so hätten wir durchaus nichts versäumt, wenn wir mit den anderen ebenfalls fortgegangen und unsere Bettfedern aufgesucht hätten. Eigentlich kann ich Dir Deine stille Glückseligkeit nicht übel nehmen. Welch wonniges Gefühl muß es sein, endlich aus diesem spießbürgerlichen Leben herauszukommen. Um gerecht zu sein, muß auch jeder anerkennen, daß Du nur den Lohn jahrelanger Arbeit erhältst. Aber ich prophezeie Dir auch, daß Du als junger stattlicher Mann mit siebenundzwanzig Jahren Deine Laufbahn nach oben noch nicht abgeschlossen hast. Wenn Du es nur recht verstehst, müssen Deine Fähigkeiten das Herz der reichen Väter und Dein männliches Auftreten das einer reichen Erbin gewinnen. Wäre ich nur an Deiner Stelle und frei von allen Fesseln!"

„Aber Peter," rief Arnold belustigt aus. „Beendige endlich Deine Lobeshymnen auf mich, die der Mutter eines verhätschelten Lieblings alle Ehre machen würden. Im übrigen," setzte er ernster werdend hinzu, „weißt Du ja ganz gut, daß ich nicht so frei bin, als Du es annimmst. Das Fräulein Marie Görner ist meine Braut und mir geziemt es, als Mann von Ehre mein Wort zu halten. Oder meinst Du, ich könnte so herzlos sein, sie zu verlassen?"

„Man sieht," wendete Peter ein, „daß Du in diesem Krähwinkel ein wetterfester Spießer geworden bist. Du kommst in eine Großstadt, ganz andere Verhältnisse werden sich Deinen erstaunten Augen zeigen, auch Deine Lebensanschauungen werden andere werden. — Durch Deine neue Stellung erhälst Du Zutritt in vornehme Familien und dadurch auch die Möglichkeit, Deine zukünftige Frau aus diesen Kreisen zu holen und so zu neuem geschäftlichem und gesellschaftlichem Ansehen zu gelangen. Sobald Du jedoch Deine jetzige Braut heiratest, bist Du in den genannten Kreisen unmöglich. Oder glaubst Du, daß man die ehemalige Privatlehrerin, welche durch Stundengeben ihr Dasein fristete, ohne weiteres aufnehmen wird? Ueberlege Dir wohl den letzten Schritt und übereile nichts. Lebe Dich erst in Deine neuen Verhältnisse ein und dann entscheide. Du weißt, daß ich Dir als guter Freund nur Dein Bestes anrate."

„Als nüchterner Verstandesmensch und Kaufmann magst Du recht haben. Doch hast Du nie die Liebe gefühlt, die im stande ist, auch materieller Vorteile zu entsagen und sich selbst genug zu sein? Und wenn dies alles bei mir nicht zutreffen würde, ich halte mich, wie schon gesagt, als Mann von Ehre verpflichtet, mein gegebenes Wort zu halten."

„Ob ich die Liebe kenne? Gewiß. Als Jugendfreund sind Dir meine Verhältnisse seit meiner Kindheit bekannt. Soll ich Dir das Wichtigste ins Gedächtnis rufen? Ich war, wie Du, von Haus aus arm wie eine Kirchenmaus, wir drückten beide durch viele Jahre eine Schulbank und, das mußt Du zugestehen, warst Du der Fleißigere, so war ich der Befähigtere. Wir traten zu gleicher Zeit in dieses Geschäft ein, erfüllt von dem festen Vorsatz, zu arbeiten und zu streben, bis wir unser hochgestecktes Ziel erreicht haben würden. Du hieltest Wort und ließest Dich durch nichts von Deinem Vorhaben abbringen; aber ich? Die Liebe kam und ich lag in ihren Fesseln. Ich Thor, ich glaubte auch, mein im Liebes-



Das neue Provinzialmuseum in Hannover. (Mit Text.)

rausch gegebenes Wort halten zu müssen und wurde Ehemann. Aber Nichts zu Nichts gezählt, giebt wieder Nichts, was kann da bei einem geringen Einkommen sich schließlich einstellen, als ehelicher Zwist? Diese Ehe ist mein Unglück und das Grab meines Strebens und meines Hoffens. Ich bleibe mein Lebenlang ein kleiner Beamter, der sich mit Not durchs Leben schlagen muß."

„Aber Du mußt doch zugeben, daß die Charaktere der Menschen nicht gleich sind und daß —"

„Deine Braut aus besserem Holze geschnitzt ist? Mag sein; doch die Verhältnisse machen eben den Menschen. Hätten wir ein größeres Vermögen, glaubst Du nicht, daß auch meine Ehe eine bessere wäre? Trotzdem meine Frau in ihren Mädchenjahren selbst bescheiden leben mußte, macht sie jetzt besondere Ansprüche, die ich beim besten Willen nicht erfüllen kann. Das Ende vom Liede ist Dir ja bekannt. Deine Braut aber paßt nicht in Deine neuen Verhältnisse, und Du wirst gar bald inne werden, daß Du einen Mißgriff gethan, der Dir Dein ganzes Leben verbittern muß und der Dich bei Deinem Streben nach aufwärts wie ein Bleigewicht immer nach abwärts zieht. Doch nun genug für heute. Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Die Scheidestunde schlägt, leb' wohl und vergiß Deines alten Freundes in der Ferne nicht, wenn das Glück Dir hold gesinnt sein sollte. Leb' wohl!"

Nach wiederholten Umarmungen trennten sich die beiden Freunde, jeder seine Behausung aufsuchend.

Arnold Stark konnte in seinem Bette lange Zeit keinen Schlaf finden. Immer wieder fielen ihm die Ratschläge seines Freundes ein. Freilich, ehrgeizig war er Zeit seines Lebens gewesen. Doch ehrlich war sein Streben, und wer könnte es wohl einem Menschen verargen, wenn er es soweit als möglich bringen will? Und wie schön müßte es sein, eine liebe Häuslichkeit zu wissen, in dessen Frieden man sich flüchten kann nach des Tages Sorgen und Mühen. Was er errungen, wollte er sich selbst verdanken und nicht einer reichen Braut oder reichen Schwiegereltern. Wie konnte er nur einen Augenblick schwankend werden in dem Entschlusse, den ihm Liebe und Ehre diktierten. Wenn er sich das liebe Gesicht seiner Braut vergegenwärtigte und der Stunden des reinen Glückes gedachte, das ihm das traute Zusammensein mit ihr jederzeit brachte, wurde er fast böse auf seinen Freund, der ihn diesem Glücke abspenstig machen wollte. Dieser freilich war bei seinem schwankenden Charakter nicht geeignet, ein häusliches Glück zu begründen.

Eine feine Dame war seine Braut allerdings nicht. Als früh verwaiste Tochter eines Staatsbeamten, nur auf eine kleine Gnadenpension angewiesen, hatte sie des Lebens Härten gar bald kennen gelernt, und frühzeitig auf eigene Füße gestellt, mußte sie sich durch Privatlektionen das zum Lebensunterhalte Fehlende erwerben. Da kreuzte er ihren stillen und entbehrungsreichen Lebensweg. Seinen aufrichtigen und ehrlich gemeinten Bewerbungen gab ihr vereinsamtes und liebebedürftiges Herz gar bald Gehör und so

Schlüsselblumen. Nach dem Gemälde von O. Piltz. (Mit Text.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

lebten sie ihr frohes Liebesglück dahin, die Stunde ersehnend, wo eine auskömmliche Stellung seinerseits es ihm ermöglichen würde, den Bund fürs ganze Leben zu schließen. Und was man so lange erhofft, war endlich eingetreten; Arnold hatte sich ein Einkommen errungen, das seine Erwartungen bei weitem übertraf.

Ruhelos wälzte er sich auch im Schlafe auf seinem Lager. Der heuchlerische Traumgott zeigte ihm seine Braut, wie sie um ihn mit einer schönen Frauengestalt vergeblich rang. Halb hingezogen, halb freiwillig sich ergebend, sank er in die Arme der verführerischen Schönen, während seine Geliebte sich trostlos weinend entfernte. Im Schweiß gebadet, erwachte er am frühen Morgen.

Sein erster Gang war zu seiner Braut. Auf dem Wege dahin mußte er sich ernstlich zusammennehmen, um des nächtlichen Traumbildes loszuwerden und ihr mit der gewohnten Unbefangenheit entgegentreten zu können. Doch vor ihrem herzlichen Willkomm und der sonnenhellen Heiterkeit ihres ganzen Wesens konnten solche trübe Wolken nicht standhalten. Unter traulichem Geplauder, welches dem künftigen ehelichen Glücke galt, floß die Zeit gar schnell dahin, und als es endlich galt, Abschied zu nehmen und die Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte anzutreten, da gelobte er sich in seinem Innern, sein Liebesglück nicht einem Phantom zu opfern und getreu seinem gegebenen Worte und seiner Pflicht zu handeln. So schwer auch der Abschied auf beiden Seiten war, so wurde er gemildert durch die Gewißheit, in kurzer Zeit für immer vereinigt zu sein.

Es war Arnold Stark nicht leicht geworden, sich in seinen neuen Wirkungskreis einzuarbeiten. Das war aber auch ein Handlungshaus! Täglich gingen eine Unzahl Fuhren von und zur Bahn, hier wurden Kollis verpackt und verzeichnet, dort sortiert, gemessen, gewogen u. s. w. Ein kleines Heer von Beamten und Dienern waren in dem Geschäfte thätig, und es gehörte ein geübter kaufmännischer Blick dazu, wie der des jetzigen Chefs, Herrn Brach, um das Ganze im geregelten Gange zu erhalten. Doch bald hatte Arnold alle Schwierigkeiten überwunden, seine unverwüstliche Arbeitskraft, sein großer Fleiß und nicht minder seine Kenntnisse besiegten alle Hindernisse. Wenn ihm auch sein Herr zuerst mit einigem Mißtrauen entgegengekommen war, gar bald war dieses verschwunden. Von Tag zu Tag gewann er seinen neuen Beamten lieber und behandelte ihn demgemäß auch mit besonderer Freundlichkeit. Aber auch die Gewogenheit seiner Herrin hatte er sich in kurzer Zeit durch sein zuvorkommendes und stets freundliches Wesen erworben. Und wenn es in diesem Hause von jeher üblich war, daß die Beamten wöchentlich einmal bei ihrem Chef zu Gast geladen waren, so hatte Arnold von der Frau des Hauses gar bald die Erlaubnis erhalten, sich jederzeit als willkommener Gast in der Familie zu betrachten, welche Einladung ihm ja sehr erwünscht sein mußte.

Eines Tages wurde Arnold in das Arbeitszimmer seines Chefs gerufen. Freundlich bot er ihm einen Stuhl an und begann: „Ich habe heute mit Ihnen etwas sehr Wichtiges zu besprechen. Wie Sie ja wissen, ist unser Prokurist ein alter Herr, der mich schon oft genug angegangen hat, ihn in Gnaden zu entlassen, damit er seine letzte Lebenszeit in ungestörter Ruhe zubringen könne. So sehr es mir auch leid thut, einen Mann zu missen, der unserem Hause große Dienste geleistet und der unter meinem gottseligen Vater gedient hat, so muß ich doch sein Verlangen gerechtfertigt finden, und somit scheidet er mit Ende dieses Monats aus unserem Geschäfte. Nun gilt es, einen Ersatz für ihn zu finden. Ich habe wohl tüchtige und ältere Beamte im Comptoir, aber trotzdem ist meine Wahl auf eine jüngere Kraft gefallen und zwar auf Sie, Herr Stark. Werden Sie mein Vertrauen rechtfertigen, das ich in Sie setze?"

Arnold war wie aus den Wolken gefallen; eine solche Beförderung und Ehrung hatte er doch nicht erwartet. „Herr Brach," sprach er mit freudig erregter Stimme, „meinen tiefgefühltesten Dank für Ihre Anerkennung. Meine schwachen Kräfte stehen Ihnen jederzeit zur Verfügung. Ihr Vertrauen in mich soll nicht zu Schanden werden."

„Ich hoffe es zuversichtlich, Herr Stark," erwiderte jener, indem er seinem neuen Prokuristen die Hand reichte. „Gehen Sie jetzt zu meiner Frau hinauf und stellen Sie sich ihr in der neuen Stellung vor, denn ihre Fürsprache war ausschlaggebend bei Ihrer Beförderung. Gehen Sie mit Gott!"

Die Herrin des Hauses empfing ihn mit gleicher Freundlichkeit wie ihr Gemahl, und so hatte Arnold in kurzer Zeit einen Wirkungskreis errungen, die ihm seine kühnsten Träume nicht vorzuspiegeln wagten.

Gar bald war auch die Geschäftswelt der Stadt auf den befähigten und bevorzugten neuen Prokuristen der Firma Brach u. Cie. aufmerksam geworden. Man überhäufte Arnold mit Einladungen zu verschiedenen Gesellschaften und Abenden, die abzuschlagen schon im Interesse seines Hauses nicht immer gut möglich waren. Und Arnold hatte sich schnell in das Gesellschaftsleben dieser Kreise hineingefunden, aber sein naiver Sinn erriet nicht, wie vieles auch hier nur Flitterwerk und schaler Aufputz war, und wie sich Neid und Haß unter gleißend freundlichen Worten verstecken kann. Sein gerader rechtlicher Sinn hätte so etwas nicht für möglich gehalten. Für ihn war alles, was sich seinen freudig erstaunten Blicken darbot, echt und wahr. Sein Freund Peter hatte recht; das war hier ein anderes Leben, als in der beschränkten Provinzstadt. Durch solche Anschauungen hatte er sich gar bald die Herzen aller erobert, und besonders die Mütter heiratsfähiger Töchter zogen ihn in den Kreis ihrer Heiratsberechnungen.

Wie war es aber mit seiner Braut? Hatte er sie in den neuen Verhältnissen vergessen? Nein. Ein reger Briefwechsel verband die beiden, und als die Nachricht von seiner Beförderung in das kleine rebenumsponnene Haus kam, wurde diese wohl nirgends mit mehr Jubel aufgenommen als hier. Freilich mit der Hochzeit ging es allerdings langsamer, als sie es sich gedacht hatte. Anfangs mußte er sich doch erst in seine neue Stellung einarbeiten, und nach seiner Ernennung zum Prokuristen hatte er wieder alle Hände voll zu thun. Also hieß es, sich in Geduld fassen. Und Arnold? Er hatte ja den festen Vorsatz, sein gegebenes Wort einzulösen, aber die viele Arbeit! Es mußte noch gewartet werden. Und als er diesen Grund vor seinem Gewissen nicht mehr stichhaltig finden konnte, diente ihm ein anderer als Entschuldigung: Er wollte nur noch kurze Zeit das schöne Leben der Großstadt genießen und dann willig sich ins Ehejoch beugen.

Die Familie seines Chefs war nicht groß. Er hatte nur eine zwanzigjährige Tochter, welche sich größtenteils bei ihren Verwandten in Dresden aufhielt. Dort erzählte man sich, daß die ebenso hübsche als reiche Erbin der gesamten Männerwelt der sächsischen Hauptstadt den Kopf verdrehte, und doch war es noch keinem der zahlreichen Verehrer gelungen, ihr Herz zu rühren. Ihr schien es herzliche Freude zu machen, das starke Geschlecht zu ihren Füßen zu sehen, doch eine nähere Verbindung war ihr bis jetzt noch nie eingefallen, so sehr es auch ihre Eltern wünschten. Den Winter endlich hatten sie ihr Kind nach Hause berufen, um sie mit der hiesigen Geschäftswelt näher bekannt zu machen und das bis jetzt gegen die Ehe so widerspenstige Mädchen endlich unter die Haube zu bringen. Mit ihrem Einzug in das Vaterhaus kam auch frisches Leben in die sonst so stillen Räume. Vieles mußte auf ihren Wunsch umgeändert werden, Gesellschaften wurden gegeben und besucht. Als Arnold zum erstenmal die volle und doch so ebenmäßig geformte Gestalt des jungen Mädchens erblickte, konnte er, wie durch Zauberspruch gebannt, seinen Blick nicht von ihr wenden. „Welch herrliches Weib und wie glücklich ihr einstiger Auserwählter!" war sein erster Gedanke. Aber sie hatte sofort den Eindruck bemerkt, den sie auf den stattlichen Mann gemacht hatte, und wie ein Triumph leuchtete es aus ihren schönen Augen, als sie sah, wie schnell auch hier ihre liebreizende Persönlichkeit siegte. Aber Arnold hielt sich anfangs zurück. Er sah nur zu bald, in welch leichtsinniger Weise die schöne Tochter des Hauses mit den Männerherzen spielte, und so verschwand er nach und nach aus dem großen Kreis ihrer Bewunderer, denn als bloßes Spielzeug einer Mädchenlaune dünkte er sich doch zu gut. Nur sein glühender Blick, mit welchem er sie aus der Ferne beobachtete, zeigte ihr, welche Liebe sie dem Prokuristen ihres Hauses eingeflößt hatte.

Die bewundernde Zurückhaltung Arnolds war aber gerade dazu angethan, das Interesse der Vielumworbenen zu erwecken. Gewohnt, alle jungen Männer widerspruchslos zu ihren Füßen zu sehen, dünkte ihr die Ausnahme eines Angestellten ihres Vaters zuerst als ein Frevel gegen ihre Person. So ein hochmütiger Mensch sollte eigentlich exemplarisch gestraft und aus ihrer Nähe verbannt werden. Bei näherem Zusehen aber fand sie heraus, daß er eigentlich der schönste Mann ihrer zahlreichen Anbeter war, und als sie ihn schließlich mit sanfter Gewalt wieder in den Kreis ihrer Gesellschaft gezogen hatte, zeigte es sich auch, daß er an Bildung und Lebenserfahrung ebenfalls die erste Stelle einnahm. Er ließ sich nicht zum bedingungslosen Sklaven ihrer kleinen Launen machen, er blieb bei seiner einmal als wahr erkannten Ansicht, so heftig sie auch widersprechen konnte, und diese Beharrlichkeit imponierte ihr, da sie diese im Verkehr mit ihren Bewunderern noch nie gefunden hatte. So zog leise auch in ihr Herz die süße Blume der Liebe ein, und bald konnte der in solchen Sachen nicht gerade sehr erfahrungsreiche Arnold aus ihren leuchtenden Blicken und ihrem oft unwillkürlich gegebenen Händedruck die Gewißheit schöpfen, daß in diesem Liebeskampfe nicht er der Besiegte, sondern der Sieger war.

Bei dieser Erkenntnis klopfte ihm das Herz zum Zerspringen. Sollte es ihm doch gegönnt sein, ein Ziel zu erreichen, das ihn über Tausende und Abertausende seiner Berufsgenossen hinaushob? Er, der einst kümmerlich bezahlte Buchhalter der kleinen Firma Fröhlich, könnte der Schwiegersohn und Erbe des Welthandlungshauses „Brach u. Cie." werden? Und sie! Welch herrliches Sinn-

berückendes Mädchen gegen seine schlichte, einfache Braut! Konnte es da überhaupt noch eine Wahl geben? Hier emporzusteigen in die höchsten Sphären der bürgerlichen Gesellschaft, gebieten zu können über Tausende Menschen und Vermögen; dort ein simpler Beamter, den man heute entlassen kann wie einen Knecht, der sofort in seine bescheidene Stellung zurücksinkt, wenn er seine Braut zum Altare führt! War er da noch verpflichtet, sein Wort zu halten? Wäre es nicht für beide besser, wenn sie auseinandergingen, da er sich doch in die früheren spießbürgerlichen Gewohnheiten nimmer finden könnte und dann seine Ehe ebenso unglücklich würde, wie die seines Freundes Peter? „Nein," dachte er bei sich, „man muß nur den Mut haben, aus dem als wahr Erkannten die nötigen Folgerungen zu ziehen und diese auch in die That umzusetzen; auf diese Weise würde manches Unglück ungeschehen bleiben. Wir beide wären unser ganzes Leben einander zur Last, während wir jetzt immer noch Zeit haben, unser Erdenlos einzurichten nach unserem Willen. Seine Frau sollte keine Not leiden. Er wäre ja dann reich genug, um sie in materieller Hinsicht glänzender zu stellen, als es ihm sonst möglich gewesen wäre. Doch zuerst volle Gewißheit."

(Schluß folgt.)

Ein Kaiser in der Kasematte.

Während der Regierung des Kaisers Joseph II. schickte die britische Regierung den Lord Howard auf den Kontinent, damit er dort das Gefängniswesen studiere und dem Parlament darüber Bericht erstatte. Der Lord kam auch nach Wien, wo er dem Kaiser Joseph vorgestellt wurde. Auf die Frage des Kaisers: „Was halten Sie von den Gefängnissen in Oesterreich?" antwortete Howard: „Sire, es sind die abscheulichsten, die mir zu Gesicht gekommen. Es wäre zu wünschen, daß diese Art Gefangenhaltung ihr Ende fände, und der Gefangene nicht mehr an die Wand gekettet würde."

Darauf erwiderte der Kaiser: „Ich muß mich wundern, diesen Spruch aus dem Munde eines Engländers zu vernehmen, in dessen Vaterland man die Verbrecher zu Dutzenden hängt, während sie in Oesterreich nur eingekerkert werden."

Und trocken antwortete der Engländer: „Die volle Wahrheit, Sire, aber ich möchte mich lieber in England hängen lassen, als in Oesterreich Gefangener sein."

„Wahrlich," sagte darauf der Kaiser zu einem Kavalier: „Dieser kleine Engländer ist kein Schmeichler!" — Dann gab er der Unterhaltung eine andere Wendung.

Diese freimütigen Aeußerungen des Engländers waren auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen, denn bald nach dieser Unterhaltung erschien Joseph in der Citadelle des Spielberges und nahm nun unter Führung des Schließers alle Gefangenenabteilungen in Augenschein. Als der Kaiser die Gefängnisse für leichtere Gefangenhaltungen gesehen, stiegen sie eine steile Steintreppe hinab in das Innere der Kasematten für die Gefängnisse Nr. 2. Sie kamen in einen kellerartigen Raum, von welchem sie in eine Stube traten, an deren Wänden Hals- und Leibeisen, Handschellen und ähnliche Instrumente umherhingen. Hier zündete der Schließer eine Laterne an und schritt dann in einen langen Doppelgang, in welchem sich eisenbeschlagene und mit Schlössern versehene Thüren in unabsehbarer Reihe befanden.

„Dies sind die schweren Gefängnisse," sagte der Schließer, „aber unter diesem Gang befindet sich noch ein zweiter."

Joseph schauderte und sagte: „Nicht möglich!"

Der Schließer wollte hier eine Zelle öffnen und dem Kaiser zeigen und ihn dann wieder hinauf zum Kommandanten zurückführen. Der Kaiser aber gebot, ihn auch in die untersten Kasematten zu führen. Darauf schritt der Schließer in einen abwärts führenden Gang, welcher in den Felsenberg gehauen schien. Nach einer Wanderung durch mehrere ähnliche Gänge gelangten sie in ein Gewölbe, von wo aus sich zwei schmale Gänge in die Länge streckten. Kein Laut, kein Windhauch regte sich in diesem mit der dumpfsten Kerkerluft, der dichtesten Finsternis erfüllten Raum; nur zuweilen schlug es wie dumpfes Kettengerassel an das Ohr des hohen Besuchers. Sie richteten die Schritte in den Gang zur Linken, und hier sprach der Schließer: „Das ist Nr. 3!" Der Gang war in einzelne, aneinanderstoßende Zellen abgeteilt, welche man aus Balken und Pfosten zusammengezimmert hatte.

„Soll ich Eurer Majestät eine bewohnte Zelle oder eine leere aufschließen?" fragte der Führer.

„Es genügt eine unbewohnte," sagte Joseph.

Darauf öffnete der Schließer eine niedere Thür, durch die man nur tief gebückt in den dunklen Holzsarg für Lebende treten konnte.

Der Kaiser begab sich in die Zelle, in welche der Schließer von der Thür aus hineinleuchtete. Die Zelle hatte nur einige Fuß im Umfang; das einzige Mobiliar darin war eine rohe Holzbank, die zu Sitz und Lager diente und an die Mauer stieß, in der man eine für den angeschmiedeten Körper gemachte Vertiefung erblickte, welche cylinderförmig für Kopf und Rücken ausgehöhlt, einem Abklatsch dieser Körperteile ähnlich sah. An einem Ringe an dieser Wand hingen einige massive Eisenringe und Ketten.

„Und an diesem Orte," sprach der Kaiser für sich hin, „sperrt man Menschen ein!"

Der Schließer erklärte dem Kaiser, in welcher Weise die hier untergebrachten Gefangenen an Hals, um den Leib, an Händen und Füßen angekettet würden, und daß eben dreißig dieser Zellen besetzt seien.

„Wie ist es möglich, an einem solchen Orte lebend zu bleiben?" äußerte der Kaiser.

„Es währt auch nicht lange mit diesen Gefangenen," antwortete der Schließer. „Nach sechs Wochen stellt sich gewöhnlich vollständige Erblindung ein, nach welcher der Tod nicht mehr lange auf sich warten läßt, zumal diese Gefangenen keine warme Mahlzeit und nichts erhalten als Wasser und Brot."

„Fürchterlich!" sagte der Kaiser leise für sich hin, dann laut zum Schließer: „Ich bleibe hier! Verschließe die Zelle und hole mich nach einer Stunde wieder ab!"

„Majestät wollten —", stotterte der auf den Tod erschrockene Schließer.

Aber schon saß Joseph auf der armseligen Bank, er winkte dem Schließer energisch und dieser verschloß nun die Zelle, eilte hinauf und meldete dem Kommandanten, was geschehen.

Schon nach wenigen Minuten waren die Offiziere, der Anstaltsgeistliche und die höheren Beamten auf dem Platze vor den Kasematten versammelt und beratschlagten, was zu thun sei. Man schickte den Schließer wieder hinunter vor die Zelle mit dem Auftrage: wenn der Kaiser rufen oder klopfen sollte, sofort zu öffnen, andernfalls dies gleich nach Ablauf der Stunde zu thun.

Was in dieser Stunde im Bereiche des Schreckens und in den Schauern der Finsternis der einsame Kaiser gedacht und empfunden, das kann man nur aus seinem ersten Worte schließen, das er, nach einer Stunde befreit, droben dem Kommandanten entgegen gerufen: „Ich war der letzte Lebendige in diesen Räumen. Von nun an soll kein Gefangener des Spielberges mehr diese Schwelle überschreiten."

Und einige Tage später erhielt der Kommandant Herter von Hertler eine kaiserliche Resolution, in welcher es heißt:

„Und geben ihm hiermit gnädigst zu vernehmen, und befehlen: alle inhaftierten Uebelthäter und Malefizpersonen, so annoch in den Gefängniszellen der unteren Kasematten am Spielberge befindlich sind, allsogleich und ohne Vorschub zu delogieren, und selbe nach Thunlichkeit in die oberen Gefangenentracte unterzubringen. Dann aber sind die erwähnten Gefängniszellen in den Kasematten von jetzt an hinter Schloß und Riegel unter ewigem Verschluß zu behalten, hiernach hat sich der Oberst und Kommandant ob der Festung Spielberg zu richten, unseren gnädigst gemessenen Befehl, Willen und Meinung zu vollziehen. Joseph."

Kaiser Leopold I. ließ diese Gefängniszellen im Jahre 1791 gänzlich zerstören, und nur jene Zelle, in welcher Kaiser Joseph eine Stunde zugebracht hatte, noch zur Erinnerung für spätere Zeiten aufbewahren. Diese Zelle wird auch jetzt noch, obwohl der Spielberg keine Strafanstalt mehr ist, dem Besucher gezeigt. T.



Elsas Spielgenosse. Elsas Puppenstube ist gar reichhaltig bestellt; sie erweckt jedesmal den Neid ihrer kleinen Freundinnen, die sich oftmals bei ihr versammeln, um mit all den prächtigen Sachen zu spielen. Elsa ist reicher Leute Kind und der verzogene Liebling ihrer Eltern und Verwandten, die keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den kleinen Blondkopf zu beschenken. Sie besitzt Puppen in allen Größen und Trachten, und Spielsachen, wie diese ein Kinderherz nur begehren kann. Doch all diesen Gegenständen fehlt das Leben und die selbständige freie Bewegung; für ein solches Spielzeug muß der „Peter," das schwarz und braun gefleckte Kätzchen, das ihr jüngst vom Onkel Tinus beschert wurde, Ersatz schaffen. „Peter" lauft und springt, miaut und spielt und kratzt auch mitunter, wenn seine Geduld auf eine allzu harte Probe gestellt wird. So ist mit der Zeit der kleine, muntere „Peter" Elsas liebster Spielgenosse geworden und ein Band inniger Freundschaft hält die Herzen dieser beiden Wesen fest umschlungen. Elsa lohnt die Anhänglichkeit ihres kleinen Spielgenossen, indem sie jeden Bissen redlich mit ihm teilt, was „Peter" mit einem gemütvollen Schnurren und mit einem hochgekrümmten Katzenbuckel dankend quittiert. St.

Distelfinken. Im frühlingschwellenden Gezweig der Bachweide tummelt sich auf dem anmutigen Bilde von J. Herf die bunte Distelfinkenschar. Sie schwatzen und jubilieren in den hellen Morgen hinein, hüpfen und schlüpfen von Ast zu Ast, plustern das Gefieder und schwirren munter umher, die stets lebhaften, bunten Gesellen, Lieblinge von jung und alt, auch in der Gefangenschaft immer fröhliche Freunde des Hauses.



Boshafter Bescheid.

A. (Komponist) zu B. am Biertisch: „Na, wissen Sie, von Ihnen habe ich schöne Sachen gehört —“
B. (einfallend): „Ich von Ihnen aber noch nicht!“

Das neue Provinzialmuseum in Hannover ist am 14. Februar feierlich eröffnet worden. Die Notwendigkeit dieses Neubaues war schon seit zehn Jahren erkannt worden, da die Räume des alten Museums-Gebäudes an der Sophienstraße nach der Aufnahme der großen Gemäldesammlung des Königs Georg V. längst nicht mehr alle die wertvollen Ausstellungsgegenstände fassen konnten. Das neue Museum, ein herrlicher, monumentaler Sandsteinbau, befindet sich neben den Anlagen des großartigen Maschparkes an der Rudolf von Bennigsenstraße und ist nach den Entwürfen des Baurats und Professors Stier erbaut worden. Die Außenarchitektur ist in den Formen der italienischen Renaissance ausgeführt. Ein breiter Mittelbau an der Hauptfront und schmalere Seitenbauten an den Ecken überragen mit kräftigen Umrissen das Hauptgesimse und geben, wie unsere Abbildung zeigt, über Eck gesehen, der Baumasse eine interessante und bewegte Silhouette. Die Hauptfassade wird von dem Mittelbau beherrscht, der sich mit seiner runden, kupferbedeckten Kuppel 46 Meter über den Erdboden erhebt. Die freistehenden Säulen unterstützen das wuchtige Hauptgesimse und geben der ganzen Vorderfassade eine schöne Gliederung. Die architektonische Grundgestalt des Baues ist von einem reichen Schmuck baukünstlerischer und bildhauerischer Zierformen angenehm belebt. Die Flächen zwischen den oberen Fenstern der Säulenfassaden haben fein skulpierte Laubgewinde erhalten, während die Aufbauten über dem Hauptgesims durch architektonische Formen und vasenartige Gebilde ihre Wirkung nicht versagen. Der eigentliche bildnerische Schmuck der Vorderfront besteht in einer Reliefreihe von zehn großen, viereckigen und zwei kreisrunden Platten. Diese Skulpturen, welche nach den Modellen der Bildhauer Gundelach, Herting und Küsthardt ausgeführt wurden, bringen in den Rundreliefs der Ecken Kunst und Wissenschaft und in den zehn Reliefrechtecken die Entwickelung der Kultur von der prähistorischen Zeit, resp. der ägyptischen Geschichte bis auf unsere Tage in weit über lebensgroßen Figuren zur Anschauung. Das Museum umfaßt folgende Sammlungen: 1) Die der Königl. Gemäldegalerie und Skulpturen-Sammlung, enthaltend Gemälde älterer und neuerer Meister, antike und neuere Bildwerke und die Ergänzung seitens des Vereins für öffentliche Kunstsammlung; 2) Die Sammlungen der naturhistorischen Gesellschaft; 3) Die des historischen Vereins für Niedersachsen; 4) Die ornithologische Sammlung, die ethnographische Sammlung und die Sammlung deutscher Altertümer Königs Georg V.; 5) Die neuen Anschaffungen aus den von den Provinzialständen bewilligten Mitteln. Eine für ein Provinzial-Museum seltene Fülle wertvoller Kunstschätze und Altertümer findet sich also in dem neuen Bau vereint und übersichtlich ausgestellt.

Schlüsselblumen. Herrliches Frühlingswetter ist über die Natur ausgebreitet und die winterlich tote Erde beginnt unter dem Einfluß der wärmenden Sonnenstrahlen sich wieder in ein grünes Gewand zu kleiden. Ueberall sprießen die ersten Frühlingsblumen, Anemonen, Veilchen und Schlüsselblumen aus dem saftigen Grün von Feld und Wald hervor; alt und jung fühlt sich neu belebt, besonders die liebe Jugend tummelt sich mit ungebundener Lust im Freien und wird nicht müde, mit Eifer die ersten Frühlingsboten zu pflücken, um mit einem Strauße derselben das traute Heim und sich auch wohl selbst damit zu schmücken. O wie schön ist die Frühlingszeit! G.



Gute Auskunft. „Sie entschuldigen, wie komme ich denn hier am schnellsten nach dem nächsten Polizeibureau?“ — „Na, da brauchen Sie da drüben bloß die Ladenfenster einzuwerfen, dann sind Sie bald da.“

Protest. Patient: „Ich bin gekommen, Herr Doktor, um Ihrem Herrn Stellvertreter meinen Dank auszusprechen; in den vier Wochen, die Sie verreist waren, bin ich ganz gesund geworden!“ — Stellvertreter (verlegen): „Bitte sehr, das war aber nicht meine Schuld!“

Der Unglückliche. „Sagen Sie doch mal, lieber Klaus, können Sie das viele Trinken nicht lassen?“ — „Ach, Herr Pastor, ich trink' ja nur, daß ich mein Unglück vergesse.“ — „So, welches Unglück denn?“ — „Na eben — daß ich so viel trinke!“

Woher stammt der Name Danzig? Einst stand dort, wo jetzt die blühende Stadt Danzig liegt, die Burg eines gewaltigen Zwingherrn, der seine Macht die Umwohner oft in grausamer Weise fühlen ließ. Da beschlossen die Einwohner des Dorfes Wieck, sich für alle Unbilden zu rächen. Sie kündigten ein großes Fest an, welches auf einer Wiese am Fuße der Burg gefeiert werden sollte. Hierzu luden sie auch den Burgherren ein. Als derselbe mit seinem Gefolge erschien, wußten die Wiecker in einem scheinbar harmlosen Reihentanze den Burgherrn von den Seinigen zu trennen. Er wurde umzingelt, und von den Tanzenden im Zuge nach seiner Burg geführt. Kaum aber waren die Wiecker in der Burg, als sie die verborgenen Schwerter zogen, den Zwingherrn niederstießen und die Burg eroberten. Nachdem dieselbe zerstört war, erhielt der wüstgewordene Platz den Namen Tanzwiecke, welchen Namen er auch bei den späteren Ansiedlern behielt, bis daraus der Name Danzig entstand. W.

Molières Haß gegen die Aerzte. Molière besaß einen unauslöschlichen Haß gegen die Aerzte, was der große Komödiendichter meist auch in seinen Stücken bethätigte. Man wird ihn und seinen Haß besser begreifen, wenn man das schmucke Büchlein gelesen hat, daß der Professor Folet in Lille unter dem Titel: „Molière und die Heilkunde seiner Zeit“ hat erscheinen lassen. Wir erfahren darin die unglaublichsten Dinge. — Der Leibarzt Ludwigs XIII. hat diesem in einem einzigen Jahre 215 Heiltränklein, 212 jener Mittel, die im „Eingebildeten Kranken“ (von Molière) eine solche Rolle spielen und siebenundvierzig Aderlässe beigebracht. Das „Tagebuch über das Befinden Ludwigs XIV.“, das mit täglichen Eintragungen von 1652—1711 reicht, zeigt uns, daß der große König in diesem Zeitraume mehr als 2000 Purgiermittel gebraucht hat. Nicht uninteressant dürfte es auch sein, daß Guy Patin einem Kind von sieben Jahren dreizehnmal in einem Monat zur Ader gelassen hat. Sich selbst verordnete der berühmte Arzt sieben, seiner Frau bei einer Lungenentzündung zwölf, seinem am Typhus erkrankten Sohne gar zwanzig Aderlässe! R.



Beilage zu Rindfleisch. Man schält Aepfel und schneidet sie in zierliche Scheibchen, ebenso rohe, frische oder abgekochte alte Kartoffeln. Dann macht man einen guten Teil Butter steigend und bratet beides zusammen darin weich.

Bücher gegen Insekten zu schützen. Wenn man Bücher lange Zeit eingepackt läßt, so lege man etwas Kampfer hinein, da sie sonst leicht durch Insekten beschädigt werden können.

Kesselstein läßt sich aus Theekesseln und dergleichen Gefäßen entfernen, indem man eine Mischung von 1 Teil Salzsäure und 2 Teilen Wasser in den betreffenden Kessel gießt und darin hin und her schüttelt. Die Salzsäure geht mit dem Kesselstein, der weiter nichts ist als aus dem Wasser niedergeschlagener Kalk, eine Verbindung ein und löst letzteren dadurch ab. Ein sorgfältiges Nachspülen des Kessels, beziehungsweise des Geschirres, mit heißem und kaltem Wasser darf nicht übersehen werden.

Mittel gegen das Wundliegen der Kranken. Ein erprobtes Mittel gegen dieses schmerzhafte und lästige Uebel ist folgendes: Zwei oder drei weiße Rüben — Steckrüben, brassica raba — werden in Stücke geschnitten, in ein Tuch gethan und der Saft ausgepreßt. 60 Gramm frische, ungesalzene Butter werden hierauf am Feuer zerlassen, wobei man darauf zu sehen hat, daß die Butter nicht ins Kochen komme oder brandig werde. In diese Butter wird der ausgepreßte Rübensaft gethan, und beides wird so lange gerührt, bis es ein salbenartiger Brei wird. Derselbe wird auf Leinwand gestrichen und täglich zweimal frisch auf die Wunden gelegt.

Homogramm.

A	A	C	C	E
E	E	G	H	H
I	I	K	K	K
N	N	O	O	O
O	R	R	T	T

Die vorstehenden Buchstaben sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehenden fünf Wörter der wagerechten Reihen denen der entsprechenden senkrechten Reihen gleich sind. — Die Wörter bezeichnen: 1) Eine Stadt in Mitteldeutschland. 2) Ein Sternbild. 3) Einen deutschen Dichter. 4) Eine turnerische Gerätübung. 5) Einen Ausrüstungsgegenstand der Wasserfahrzeuge.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Homonym.

Ich nenne eine Thätigkeit,
Meist ausgeführt zur Sommerszeit
Der Pflanzenwelt zum Frommen.
Nun leg' mir andre Deutung zu
Und eine deutsche Stadt hast du
Im Augenblick bekommen. —
Julius Falck.

Auflösung.

A	B	T
B	O	A
T	A	G

Anagramm.

Du kennst das nützliche Metall,
Das man verwendet überall.
Ein Zeichen setze ihm voran,
Niedliche Vöglein sind es dann.
Es wird, noch einen Laut voraus,
Ein emsig Tiergeschlecht daraus. —
Julius Falck.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Hahn, Huhn, Hohn. — Des Anagramms: Affe, Kaffee.
Der Charade: Hoffahrt.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.